



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das lateinisch-althochdeutsche Reimgebet (Carmen ad Deum) und das Rätsel vom Vogel federlos

Baesecke, Georg

Berlin, 1948

Der Vers und seine Übernahme ins Germanische

[urn:nbn:de:hbz:466:1-63821](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-63821)

Virg. 2004), und mit unsern or-Reimen *ut se servaret sator integritatis amator* (ebda. 2109), *sator et mundi regnator* (ebda. 2502). Sein Schüler, der Northumbrier Aethilwald, hat das *sator* einmal in völligem Gleichlauf mit dem Anfang des Reimgebets angewendet:

*Summum satorem, solia
sedit qui per aethralia
alti Olimpi arcibus...*

Carm. rythmica III. 1 ff. (R. Ehwald, Aldhelmi opera S. 533).

Es hat also einen besonderen, magisch bindenden Sinn, wenn das Gebet mit dem heiligen *Sator* anhebt, und auch die kunstvollen Dunkelheiten seiner Form erhöhen seine Kraft. (S. Seligmann, Die Satorformel, Hess. Blätter für Volkskunde 13 (1914) 154 ff.; M. Rostovzeff, Il rebus sator, Annali della Reale Scuola Normale Superiore di Pisa, Serie II, Vol. III (1934) 1 ff.; C. Wendel, Zschr. für die neutest. Wiss. 40 (1941) 138 ff.)

Das letzterreichte Ziel der an das „Sancte sator“ gewandten Mühen schien die Bestimmung des Heimatlandes: Meyer nennt das Gedicht (GgN. 1917, S. 606) ein „rhythmisches Kunststück der alten Iren“; Bulst (a.a.O.): „es erleidet kaum einen Zweifel, daß ein Ire der Dichter war“; Blume (S. 262) ist nicht so sicher; Steinmeyer will das Gedicht eher in England als in Irland entstanden sein lassen, nachdem MSD. zweifelnd für ags. Herkunft eingetreten waren, wie schon Mone und dann wieder G. Ehrismann (Lit.-Gesch. I², München 1932, S. 270).

Mir scheint doch das Beste an dem reichen kleinen Schönbachschen Aufsätze der gewichtig begründete Hinweis auf die „glossematische“ Dichtung Aldhelms und Aethilwalds. In der Tat nennt sich wie zu einer preisenden Bestätigung die älteste Hs. A, die Schönbach noch nicht kannte, ein Buch Aethilwalds (S. 2), und wenn ich mich, vom Versbau des „Sancte sator“ ausgegangen, da anschließe, so erfülle ich gewissermaßen ein Versprechen des Verfassers, der, ohne daß ich noch davon wußte, geschrieben hatte (S. 120): „Die Beobachtungen, die ich hierüber“ (nämlich über die Herrschaft der Alliteration in Aldhelms Hexametern und in den hymnischen Dichtungen der Ags.) „und über den Zusammenhang dieser Praxis mit dem ae. Langvers angestellt habe, verspare ich mir auf eine andere Gelegenheit.“ Wenigstens ist mir von einer solchen Arbeit nichts bekannt.

Der altlateinisch-metrische (d. h. nach Länge und Kürze der Silben „gemessene“) trochäische Dimeter $\bar{\cup}\bar{\cup}\bar{\cup}\bar{\cup}$ wird zum rhythmischen (d. h. nach Silbenzahl begrenzten) Achtsilbler, und zwar mit natürlicher Betonung und Reim: $\times\times\times\times\times\times\times\times$. Schon in den ältesten irischen Gedichten kommt die Teilung in zwei Viersilbler vor, der Grammatiker Virgil, den wir von seiner Wirkung auf den Freisinger Arbeo kennen (Verf., Der deutsche Abrogans, Halle 1930, S. 151 und Beitr. 68 (1945) 75 ff.), bespricht sie, und in unserem „sehr alten“ Gebet reimen selbst die Viersilbler paarig, am Anfang (V. 1 f.) und Schluß (V. 26–29) sogar in zwei und vier einander folgenden Paaren gleich (W. Meyer, Gesammelte Abhandlungen III. 171 ff., 305 f.).

Zu fester Silbenzahl bei überall gleichem Versschluß mit natürlicher Betonung und regelmäßigem Reim kommt nun noch die zwei- oder dreifache Stabung (ebda. 323 ff.), die in 16 von 22 stabenden Versen die beiden Vierer in den

Anordnungen zusammenbindet, die für den epischen Vers der Germanen gesetzlich sind. Das heißt: diese Verse lassen sich auch germanisch lesen:

*Sánctè sátor, súffragátor:
légum, látòr, lárghùs dátòr:*

stabende Viertakter ohne Auftakte und Senkungen mit durchgängig klingendem Schluß. Es ist die Art, das Latein im Verse zu behandeln, die noch das Mhd. festhält:

Médià vità in mórtè sùmùs (Arm. Heinrich V. 92 f.);

vgl. *Dátò respònsò fane Héinriche so scónò* (De Heinrico V. 15).

Dazu kommen, abgesehen von den 7 stablosen Versen, je einer mit den bei uns verpönten Stäben auf der ersten + vierten und auf der zweiten + vierten Hebung und vierten, in denen die Stäbe nicht binden, weil sie auf einen der beiden Kurzverse beschränkt sind. Das erklärt sich nicht, wie etwa in Zaubersprüchen, aus der Urtümlichkeit dieser Kunst, die ja alles andere eher als urtümlich ist, sondern aus ihrer Herkunft. Im ältesten irischen Verse ist die Alliteration ein Schmuck, der durch Betonung eindrucklicher, aber nicht zum unerläßlichen tragenden Gerüste wird, z. B. unterschiedlos die ersten drei Worte jedes Verses auszuzeichnen hat.

Auch in unserem Reimgebet ist das Germanische noch nicht völlig ans Ziel gelangt, sofern das überhaupt in der fremden Sprache möglich ist: der Hundertsatz der unrichtig oder gar nicht stabenden Verse besagt, daß Stabung so wenig Zwang ist wie einst das Anbringen eines Endreimes, und hier hat ja der Dichter viele Kunstmittel zur Hand.

Im übrigen kennen wir das Klima, in dem solche Germanisierungen einzigartig gediehen sind: das angelsächsische (Verf., Vor- u. Frühgeschichte des deutschen Schrifttums I, Halle 1940, S. 144 f.). Wir gedenken abermals des Northumbrers Aethilwald, der endreimende lateinische Achtsilbler iambischen Maßes mit Alliterationen schmückte (R. Ehwald S. 517 ff.):

II. 51 f. *Turgentis Tithis tellurem Debellantis per terrorem.*

Da ist sogar vierfache Alliteration neben dem Endreim, aber nur einmal trifft sie natürlich betonte Silben. In dem Verspaar:

II. 55 *Loetiferae libidinis Luridaeque cupidinis*

haben wir die lateinischen Alliterationen an den gesetzmäßigen Stellen der germanischen Stäbe, aber keinen davon auf einer echten Hebung, und so spüren wir noch kaum einen heimischen Hauch.

Den Schritt zur natürlichen Betonung erbrachte die Hinkehr vom iambischen zum trochäischen Vers mit seinem Anfangsakzent und zwar nicht zum Acht-, sondern zum Viersilbler (Meyer III. 170 f.):

Sáncte sátor súffragátor.

Dies plötzlich widerstandslose Zusammenwirken aller zum Germanischen führenden künstlerischen Möglichkeiten in demselben Verse muß einmal in einem angelsächsischen Schädel aufgeblitzt sein: hier erwächst ein Muster der Formschönheit germanischer Lateindichtung, und diese Kunst in dieser Versart hat, mindestens in diesem einzigen Gedichte, den Weg nach Deutschland gefunden, ja man hat sogar versucht, seine Schönheit durch eine Art von Übersetzen begreiflich zu machen.